

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 9

Artikel: Mein australisches Experiment
Autor: Dresel, Raoul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070738>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MEIN AUSTRALISCHES

Von Raoul Dresel

Als der Verfasser im Jahre 1950 den Entschluß faßte, zusammen mit seiner Frau nach Australien auszuwandern, war er 39 Jahre alt und versah eine gut bezahlte Stellung. Nicht nur Fernweh trieb ihn zu diesem Schritt, sondern die Erwartung, als eidgenössisch diplomierter Buchhalter in diesem jungen Lande mit seiner im Aufbau begriffenen Industrie den geeigneten Boden für die Verwirklichung seiner Berufspläne zu finden. Im australischen Auswanderungsamt in London, das er auf einer Ferienreise für Auskünfte aufsuchte, war er in seinem Vorhaben bestärkt worden. Australien, so hieß es, benötigte Leute mit seiner Ausbildung und Berufserfahrung.

IN Sydney, der größten Stadt Australiens, das meine Frau und ich nach fast fünfwochiger Überfahrt erreicht hatten, brachte uns ein Freund in das uns reservierte Hotelzimmer. Aber wir verbrachten die ganze erste Nacht statt mit Schlafen mit Kratzen. Die Stadt wurde eben von einer Flohplage heimgesucht. Diese Tierchen statteten seit einigen Jahren

H. Stieger

EXPERIMENT



Sydney regelmäßig einen Besuch ab, um nach einigen Monaten ebenso plötzlich, wie sie gekommen waren, wieder zu verschwinden. Mein frisch importiertes Blut schien ihnen besonders gut zu schmecken.

So entschlossen sich denn meine Frau und ich am folgenden Tag, statt, wie vorgesehen, dort zwei, drei Wochen zu verweilen, der ungästlichen Stadt gleich den Rücken zu kehren. Unserm Verlangen, uns von den fünf Pfund Depot, rund 50 Franken, die wir geleistet hatten, etwas zurückzuerstatten, wurde vom Hotelier nicht entsprochen. Am Abend des gleichen Tages flogen wir mit dem Kursflugzeug in 2½ Stunden nach Brisbane, der subtropischen Hauptstadt von Queensland. Hier hatte uns eine Familie, die wir zwar nicht kannten, aber an die wir empfohlen waren, die Wohnungsgarantie gegeben, welche für Ehepaare die Voraussetzung für die Einwanderungserlaubnis bildet. Von den gleichen Bekannten war für uns eine möblierte Wohnung gemietet worden, worüber wir bei der in Australien herrschenden Wohnungsnot sehr froh waren.

Aber es stellte sich heraus, daß wir, obwohl die Miete vor unserer Ankunft für zwei Wochen zum voraus bezahlt worden war, nicht einziehen konnten. Das war die erste Enttäuschung. Die zweite erfolgte eine Woche später beim Einzug. Die Vermieterin hatte nämlich aus dem Wohnzimmer alle Möbel herausgenommen. Trotzdem bestand sie darauf, daß wir die volle Miete von 65 Franken pro Woche bezahlen mußten. Im Mietzins war auch die Reinigung mit 15 Schilling pro Woche eingeschlossen. Da in den ersten zwei Wochen nie etwas geschehen war, um dieser Verpflichtung nachzukommen, erklärte ich der Vermieterin, als der Mietzins wieder fällig wurde, auf den Reinigungsservice

zu verzichten und dafür die Miete um den entsprechenden Betrag zu kürzen. Damit aber war die Vermieterin nicht einverstanden. Wirklich erschien sie dann in der Folge zweimal pro Woche, um mit dem Flaumer flüchtig über die Böden zu fahren. Erst später entdeckten wir den Grund dieses merkwürdigen Verhaltens: Nach den Bestimmungen der Mietzinskontrolle ist es fast unmöglich, einem Mieter zu kündigen, wenn man die Wohnung möbliert ohne Reinigungsservice vermietet hat.

Eine niederschmetternde und eine tröstliche Erfahrung

Nach einigen Tagen fragte ich auf dem Arbeitsamt wegen einer Stelle an. Dort erfuhr ich, daß mein schweizerisches Buchhalterdiplom in Australien nicht anerkannt werde und daß ich, um

das australische Buchhalterdiplom zu erwerben, nochmals den ganzen Studiengang von drei Jahren zu absolvieren gehabt hätte, bevor ich zur Diplomprüfung zugelassen worden wäre. Das wirkte für mich natürlich wie ein Schlag auf den Kopf. Auf dem Arbeitsamt wurde ich einer Prüfung im Rechnen unterzogen. Diese dauerte zwei Stunden. Am Schluß gratulierte mir der Prüfungsexperte. Nach der Prüfung spazierte ich durch die Stadt. Als ich am Geschäftshaus einer großen internationalen Pneufirma vorbeikam, ging ich hinein und fragte nach dem Personalchef. Nach Anhörung meines Curriculum vitae offerierte er mir eine Stelle mit einem Anfangslohn von 10 Pfund (zirka 100 Franken) pro Woche. Das entsprach dem damaligen staatlich festgesetzten Minimallohn. Ich versprach, am nächsten Tage Bericht zu geben, und trat, immer noch erstaunt, daß es so leicht war, ohne Vorlagen von Zeugnissen, schriftlichen Offerten und so weiter eine Stelle zu bekommen, auf die Straße. Da erblickte ich gegenüber an einem großen Bürogebäude das Firmenzeichen einer Elektrizitätsgesellschaft. Hier trat ich bereits mutiger ein. Ich wurde auch ohne große Umstände zum Personalchef geführt. Nach einer Unterhaltung von kaum 15 Minuten offerierte man mir auch hier eine Stelle. Ich erzählte, daß ich bereits ein Angebot zu 10 Pfund im Sack hatte, worauf mir prompt ein Anfangslohn von 11 Pfund offeriert wurde. Ich nahm an. Am kommenden Montag konnte ich meine Stelle antreten.

Kaum saß ich am ersten Arbeitstag an meiner Arbeit, als ich plötzlich meinen Vornamen rufen hörte. Ich drehte mich erstaunt um und sah, daß mich der Chef der Abteilung, ein älterer Herr, zu sich winkte. Er gab mir einige Anleitungen, wobei er mich immer mit dem Vornamen ansprach. Nachdem ich ihm mehrmals mit «Yes, Mister Miller» geantwortet hatte, erklärte er: «Mein Name ist Bill.» Das war die Aufforderung, auch ihn beim Vornamen zu nennen.

In Australien sind die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer viel weniger förmlich als in der Schweiz. Die Achtung vor Vorgesetzten beruht mehr auf deren Tüchtigkeit und menschlichen Qualitäten als in Europa. Ich muß sagen, daß sich das sehr günstig auf das Arbeitsklima auswirkt. Selbstverständlich nennen sich gleichgestellte Kollegen und Kolleginnen von Anfang an nur beim Vor-

namen. Den Familiennamen kannte ich zunächst von keinem einzigen meiner Arbeitskollegen.

Wir leben uns ein

Betonten Klassenunterschieden, wie sie in Europa zutage treten, bin ich in Australien nicht begegnet. Natürlich gibt es wie in England einige exklusive Klubs, deren Mitgliedschaft von gewissen Bedingungen abhängig gemacht wird; aber im täglichen Leben sind Klassen- oder Standesunterschiede viel weniger spürbar als in Europa. Das bewußte Merkenlassen eines Standesunterschiedes, sei er nun auf Geld oder Abstammung begründet, ist als Snobismus verpönt. Als Folge davon ist auch sozusagen keine Kriecherei zu finden. Eine Besprechung mit dem Generaldirektor eines großen Konzerns oder mit dem Ministerpräsidenten eines der australischen Bundesstaaten ist leichter zu erhalten als bei uns eine solche mit einem Abteilungschef eines Großbetriebes oder mit einem höhern Beamten.

Bei Sprachschwierigkeiten sind die Australier sehr hilfsbereit. Als meine Frau das erstemal auf einem Postbüro eine Marke kaufen wollte, fiel ihr das englische Wort dafür nicht ein. Sie zeigte auf eine Marke und fragte: «What is this?» Darauf erteilte ihr der Beamte in folgender Weise eine kleine Sprachlektion. Er stampfte mit dem Fuß und sagte: «This is stamp», darauf stempelte er einen Brief und sagte: «This is stamp», nachher reichte er ihr die Marke mit dem abschließenden: «And this is a stamp.»

Auch dem Besitzer des Lebensmittelgeschäftes, in dem meine Frau einkaufte, bereitete es sichtlich Spaß, ihr die englischen Warenbezeichnungen beizubringen. Er ließ nicht locker, bis sie sie korrekt aussprach.

Es gehört zur Sitte, sich gegenseitig allen Leuten vorzustellen, mit denen man in Berührung kommt. So stellte die Vermieterin meiner Frau den Postboten vor mit: «Das ist Mister Smith, ein Kanadier»; «dies ist Mister Hammer, der Gemüsehändler, ein Deutscher».

Nach einigen Wochen kamen unsere mit Frachtgut aus der Schweiz gesandten Möbel an. In kurzer Zeit fanden australische Bekannte für uns eine unmöblierte Vierzimmerwohnung in einem Einfamilienhaus, in welchem die Besitzerin durch Einbau einer Trennungswand eine kleine Wohnung für sich abgetrennt hatte. Das Haus befand sich im vor-

nehmsten Quartier Brisbanes und kostete pro Woche 35 Franken Miete. Es war, wie der Großteil der Häuser, aus Holz gebaut und stand einen Meter siebzig über dem Erdboden auf Pfählen. Zur Wohnung gehörte ein Badezimmer mit eingebautem Bad, fließend Warmwasser auch in der Küche, eine fünfzehn Meter lange und zwei Meter breite gedeckte Terrasse und ein großer Garten mit englischem Rasen, Blumenbeeten, Orangenbäumen, Palmen und uralten, hohen Bäumen. Das Haus war an die Kanalisation angeschlossen, was nur etwa für die Hälfte der Häuser dieser Stadt zutrifft. Das ist verständlich. Der Ausbau eines Kanalisationsnetzes in einer durch Einwanderung rapid wachsenden Stadt stellt der Verwaltung große Probleme, besonders weil fast die gesamte Bevölkerung Australiens in Einfamilienhäusern wohnt und die australischen Städte sich auf ein unverhältnismäßig großes Gebiet ausbreiten.

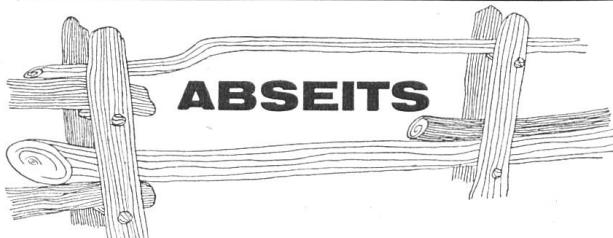
Ungebetene Gäste

Als meine Frau am ersten Abend in der neuen Wohnung einmal in die Küche ging, schrie sie plötzlich auf. Auf dem Küchenboden sah ich ein halbes Dutzend große braune Käfer herum-

rennen. Es waren eine Art Schwabenkäfer, die bis fünf Zentimeter lang werden und in den subtropischen Gebieten Australiens eine wahre Plage sind. Nichts ist vor ihrer Freßlust sicher. Eine Küchenschürze mit Fettspritzern, über Nacht aufgehängt, sieht am nächsten Morgen wie ein Sieb aus. Im Gebälk dieses alten Hauses fanden diese unappetitlichen Käfer ausgezeichneten Unterschlupf. Erst als ich das ganze Balkenwerk des Hauses mit einer Mischung von DDT und Salmiak ausgespritzt hatte, wurde es besser. Da die Natur diese Käfer mit Flügeln ausgestattet hat, wird man sie nie ganz los.

Eines Tages wollte ich den Gartenschlauch auf einen der Pfähle, auf denen das Haus stand, aufhängen, als dieser plötzlich umfiel. Die Ameisen hatten das ungewöhnlich harte Holz ganz durchnagt. Das zum Abwaschen bereitstehende Geschirr ist innert kürzester Zeit von einer schwarzen, kribbelnden Masse dieser Tierchen bedeckt.

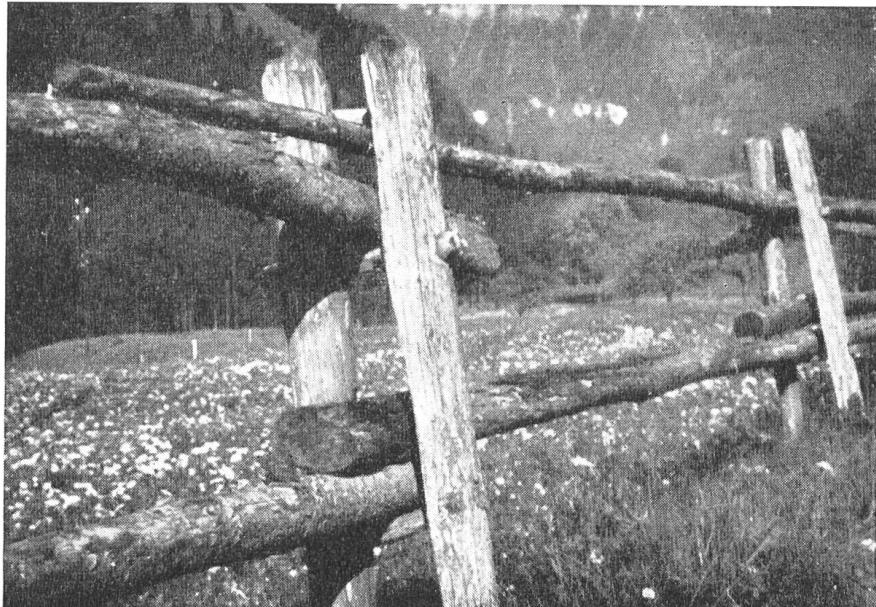
Innert einer Woche tötete die Katze unserer Vermieterin drei junge Giftschlangen, die sie in einem Nachbargarten aufstöberte. Sie legte diese voller Stolz vor unsere Haustüre. Unser Garten, erklärte die Vermieterin, sei frei von Schlangen, weil um das Haus viele Geranien-



Hinweise auf wenig beachtete bauliche Einzelheiten.

Von Architekt A. Baeschlin, Schaffhausen

DER LANDSTRASSE



Der aufmerksame Beobachter wird auf seinen Wanderungen bald feststellen können, wie verschieden die Abtrennungen der einzelnen Besitztümer, je nach dem verfügbaren Material, gestaltet sind. Man beachte die Art, wie dieser Hag aus Rickenbach bei Wolfenschiessen zusammengefügt ist.

stöcke gepflanzt worden waren, welche die Schlangen abhielten.

Neben all den ungebetenen Gästen sind jedoch die andern nicht zu vergessen, die uns viel Freude bereiteten. So der Kookaburra, ein Vogel, der uns mit seinem unwiderstehlichen Gelächter immer wieder ansteckte. Sehr schön waren auch die Dutzende von lärmenden Papageien aller Größen und Farben, die sich in den Kronen der alten Bäume unseres Gartens aufhielten. Schmetterlinge von nie gesehener Größe und Farbenpracht schaukelten über den Blumenbeeten.

Gegen die an Sommerabenden zu Tausenden herumschwirrenden Moskitos suchten wir uns durch das Anzünden von Schwefelrauchringen zu wehren. In der Nacht wurden wir vor ihnen und auch vor den großen giftigen Spinnen durch das Moskitonetz geschützt. Willkommene Helfer im Kampf gegen das Ungeziefer waren die unter dem Haus und im Garten zu Hunderten hausenden kleinen Eidechsen, von denen einzelne auch in die Wohnung kamen und ganz zutraulich wurden.

Wolfram, das Zauberwort

Eines Tages erschienen in den Zeitungen Artikel über die hohen Preise, die das in Zentralaustralien vorkommende Wolfram, ein Mineral, das zum Härteln von Stahl verwendet wird, erzielte. Es wurden Fälle von Prospektoren (Erzsuchern) geschildert, die innerhalb kurzer Zeit wohlhabend geworden waren.

Da ich nicht nach Australien gekommen war, um als Büroangestellter mit einem kleinen Lohn mein Leben zu fristen, faßte ich den Entschluß, mein Glück auf den Wolframfeldern zu suchen. Bald fand ich einen Bekannten, der schon in Bergwerken gearbeitet hatte und bereit war, an dem Abenteuer teilzunehmen. Ein Zeichen des immer noch vorhandenen Pioniergeistes der Australier war, daß mich keiner meiner Bekannten und Freunde vor dem Unternehmen warnte; alle waren überzeugt, daß das Innere des Landes noch ungeahnte Möglichkeiten böte.

Beraten durch Arbeitskollegen, die früher im Busch gelebt hatten, kaufte ich die Ausrüstung, die aus einem Zelt, einem Petrolkocher, einer Sturmlaterne und so weiter bestand. Ich kündigte, wie es dort üblich ist, meine Stelle auf eine Woche. Es wurde mir ganz und gar nicht verübelt, daß ich schon nach

drei Monaten eine Stelle aufgab, in die ich mich eben erst eingearbeitet hatte. Jedermann wünschte mir Glück und gab mir gute Ratschläge. Der Personalchef versicherte mir, daß er für mich jederzeit wieder einen Posten frei habe.

So nahm ich denn nach einigen Tagen, die den letzten Vorbereitungen gewidmet waren, Abschied von meiner Frau und bestieg mit meinem Bekannten den Zug, der uns in vier Tagen nach dem tropischen Norden und dann nach Mt. Isa führte. Hier wird die größte Bleimine der Welt ausgebeutet. Einige Tage hielten wir uns in dieser kleinen Stadt auf, die mir mit den oft aus Wellblech aufgerichteten Häusern vorkam, wie wenn sie aus einem amerikanischen Wildwestfilm herausgeschnitten worden wäre. Die Arbeiter und Angestellten der Minengesellschaft erhalten einen Bonus, eine Art Gewinnbeteiligung, dessen Höhe sich nach den Bleipreisen auf dem Weltmarkt richtet und der oft größer ist als der Grundlohn. Sie gehören zu den bestbezahlten Lohnverdiennern in Australien. Ein großer Teil der Belegschaft setzt sich aus Einwanderern aus Europa zusammen. Am Abend hört man in den überfüllten Trinkbars Volkslieder aus fast allen Ländern Europas. Viele der Arbeiter fahren in funkelnden neuen Autos herum. In den Schaufenstern der Läden sind die teuersten Schweizer Golduhren ausgestellt.

Nachdem wir uns hier mit den letzten Instruktionen über Sprengtechnik versehen hatten, bestiegen wir den Autobus, der uns in das Herz Australiens, das Land des «Never-Never» führen sollte. Der Weg ging über die einzige ausgebauten Straße Zentralaustralians. Durch die herrschende Trockenheit war das Land völlig ausgedörrt und das spärlich wachsende Steppengras durch die Tag für Tag unbarmherzig niederbrennende Sonne braungebrannt. Überall lag totes und sterbendes Vieh herum. Die Tierleichen mit zum Himmel emporgestreckten steifen Beinen boten einen niederrückenden Anblick. Dazwischen lagen die bereits von den Ameisen abgenagten und von der Sonne gebleichten Skelette. Die oft in Reihen beisammenstehenden braunen und bis acht Meter hohen Ameisenhügel flankierten kilometerweit die Straße. Einige Male passierten wir riesige, aufeinandergetürmte, oft glatte, oft kugelförmige, acht bis zehn Meter hohe Felsen, diese «Devil Rocks» genannten Zeugen der Urzeit. Mehr als einmal mußte der Chauffeur

scharf bremsen, um nicht ein über die Straße hüpfendes Känguruh zu überfahren. Nach vierzehnstündiger Fahrt erreichten wir die ziemlich im Zentrum Australiens liegende Stadt Alice Springs. Das Camp-Hotel, in dem wir Unterkunft fanden, besteht aus barackenartigen Wellblechhäuschen, die jedoch alle belegt waren. Die Directrice wies uns zwei Betten in einem großen Zelt an, das acht Schlafstellen enthielt. Eine Waschküche und ein Bügelzimmer steht zur Verfügung der Gäste, da das Hotel die Besorgung von Wäsche nicht übernimmt. Hier mußten wir zehn Tage warten, bis wir einen Chauffeur fanden, der bereit war, uns auf seinem Lastwagen bei einer Transportfahrt nach den Wolframfeldern mitzunehmen.

Die Wartezeit in Alice Springs benützten wir dazu, die Radiostation des fliegenden Ärztedienstes zu besuchen. Dieser verdankt seine Entstehung der Tatkraft von Dr. Flynn, der unter größten persönlichen Opfern damit ein Werk aufbaute, für das ihm heute alle in den riesigen Einöden des australischen Kontinents von Krankheit befallenen und verunfallten Menschen Dank wissen. Die heute in allen Farmhäusern mit Regierungssubventionen eingerichteten Radiosende- und -empfangsstationen ermöglichen es auch den Farmern, die oft halb- oder ganztägige Reisen von ihrem nächsten Nachbarn entfernt wohnen, sich untereinander zu verständigen. Der Schulunterricht für die auf den Farmen lebenden Kinder wird ebenfalls über dieses Sendenetz geleitet.

Im Lande des Never-Never

Die heute bekannten Wolframfelder Zentralaustralians bedecken ein Gebiet, das ungefähr so groß ist wie der Kanton Zürich. Auf den Wolframfeldern in Hatches Creek, dem Endziel unserer Reise, errichteten wir unser Zelt auf dem von uns ausgesuchten Arbeitsplatz. Es war ein kleiner, in die Erde getriebener Stollen, der von seinen früheren Besitzern wohl schon seit Jahren aufgegeben worden war. Das nächste Wasserloch war zu Fuß in einer halben Stunde zu erreichen. Es enthielt schmutzigbraunes Wasser voller kleiner Tierchen. Nachdem ich hörte, daß in diesem Gebiet seit zwei Jahren kein Regen mehr gefallen war, wunderte ich mich, daß es überhaupt noch Wasser gab. Vor der Verwendung filtrierte ich das Wasser jeweils durch ein sauberes Taschen-tuch. Dennoch sahen die gekochten Teigwaren

aus, als wären sie mit brauner Butter abgeschmolzen worden.

Obwohl diese Minenfelder seit etwa dreißig Jahren abgebaut werden, sind hier die Lebensbedingungen immer noch unglaublich urtümlich. Es gibt keine Straßen, nur ausgefahrene Tracks. Die Arbeiter der wenigen Minengesellschaften und die selbständigen Prospektoren leben in Hütten aus Baumzweigen, Brettern und Karton. Die einzige regelmäßige Verbindung mit der Außenwelt bilden die Lastwagen, die alle zwei Wochen einmal Lebensmittel, Werkzeuge, Rauchwaren und vor allem alkoholische Getränke zu dem einzigen vorhandenen Laden bringen. Einmal im Monat gibt es durch den fliegenden Arzt Krankenvisite. Am schlimmsten war die Fliegenplage. Kaum hatte am Vormittag die Sonne die Luft etwas erwärmt, war sie mit Schwärmen dieser Plagegeister erfüllt.

Heißen Tagen folgten empfindlich kühle Nächte. Wir schliefen in Wolldecken gehüllt auf einigen auf den Boden des Zeltes gelegten Brettern. Diese Gelegenheit ließen sich die in der Umgebung lebenden Skorpione und giftigen Spinnen nicht entgehen. Wärmesuchend krochen sie während der Nacht unter die Bretter, um auch an unserer Körperwärme teilzuhaben. Ein Biß der Redback-Spinne ist imstande, ein kleines Kind zu töten, bei Erwachsenen ruft er schmerzhafte Lähmungserscheinungen hervor. Um die Lebensmittelvorräte vor den gefräßigen Ameisen zu schützen, stopften wir alles in einen Sack, den wir an einer Querstange im Zelt aufhängten. Ein in Petrol getauchter Wattebausch, um die Schnur gebunden, war ein wirksames Abwehrmittel gegen die den Zugang zu den Leckerbissen suchenden Scharen.

Die Arbeit im Stollen war sehr schwer. Wolfram kommt in harten Granitbändern vor. Mit Meißel und Hammer als einzigen Werkzeugen schlugen wir die Sprenglöcher. In der ersten Zeit schmerzte mich am Abend jeder Muskel. Die Löcher füllten wir mit Gelinite. Mit etwas Erde, vermischt mit Steinstaub, wurde das Sprengloch abgedichtet, und die Lunte konnte angezündet werden. Die herausgebrochenen Steine schleppten wir in einem Korb aus dem Stollen. Wir sortierten sie nach Größe und sichtbarem Gehalt an Wolfram. Sobald wir ungefähr zwei Tonnen beisammen hatten, ließen wir durch einen der auf dem Minenfeld lebenden Lastwagenbesitzer die Steine in

das Brechwerk, die sogenannte Batterie, führen. Das dort auf dem Schütteltisch ausgesonderte reine Wolfram wurde in kleine Säcke abgefüllt und uns übergeben. Die Ausbeute konnte an Ort und Stelle verkauft oder aber nach Adelaide an einen Aufkäufer geschickt werden. Aber der Ertrag war so gering, daß er gerade nur für unsern Lebensunterhalt genügte. Meine in Brisbane zurückgebliebene Frau mußte ihren Lebensunterhalt von den Ersparnissen bestreiten.

Ich traf mit andern Prospektoren zusammen, die ebenfalls seit vielen Monaten nur von der Hand in den Mund lebten. Von den vielleicht 85 in dem Minendistrikt lebenden Wolframsuchern war etwa ein halbes Dutzend so glücklich, eine Fundstelle auszubeuten, deren Erträge ihnen erlaubten, namhafte Ersparnisse zu machen. Allen andern ging es wie uns. Mit den Zeitungsartikeln, die uns und die andern in das Landesinnere gelockt hatten, verhielt es sich wie oft in solchen Fällen. Die Berichte entsprachen zwar der Wahrheit insofern, als die spaltenlangen Artikel über erfolgreiche Prospektoren keineswegs erfunden waren; nur wurde über die weniger Glücklichen geschwiegen. So entschlossen wir uns nach sechs Wochen, das Unternehmen aufzugeben.

In der Nähe unseres Zeltes hatte eine Gruppe von Eingeborenen ihr Lager aufgeschlagen. Es waren scheue Menschen, die sich, wenn die Abendkühle hereinbrach, am Lagerfeuer zu einem Schwatz zusammendrängten. Wenn sie müde waren, legten sie sich unter freiem Himmel schlafen, bewacht von den unzähligen Hunden, die sie auf ihren Nomadenfahrten mitführen. Ein kleines Mäuerchen aus aufeinandergeschichteten Steinen bildete den einzigen Schutz gegen den kalten Nachtwind. Verpflegt werden die Eingeborenen auf Kosten der Regierung, durch den Ladenbesitzer, der ihnen täglich leicht angebratene Fleischstücke auf einer Art Kuchenblech in ein auf einer Stange stehendes «Futterhäuschen» stellte. Die Eingeborenen sind auf diese Fürsorge angewiesen, da ihr Jagdwild, die Känguruhs, überall dort, wo der weiße Mann hinkommt, vertrieben wurde.

Ein Mensch, den ich nie vergessen werde

Mit Lastwagen ging es wieder zurück nach Alice Springs. Ich entschloß mich, mit meinem

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Familiennamen

Viele unserer Familiennamen lassen sich überraschend leicht deuten. *Leemann* (*Lehmann*) nannte man ursprünglich den Pächter, denjenigen, der sein Land zu Lehen hatte. Eine andere Form des Namens ist *Lehner*. Wer kein freier Mann war, wurde *Eigenmann* (Leibeigener) genannt. Ein solcher Höriger konnte aber freigelassen werden; das Mittelhochdeutsche nannte ihn *vrimann*, die heutige Form: *Freimann* oder *Frymann*. Denjenigen, der von Geburt an sein eigener Herr und Meister war, hieß man *Frei* oder *Eigenherr*, als Name auch *Eigenheer* geschrieben. Wer eine Scheune oder einen Stadel zu beaufsichtigen hatte, den bezeichnete man als *Scheuermann* (*Schürmann*, *Scheurer*) oder *Stadelmann* (*Stadler*). Das Mittelhochdeutsche kannte für das Kirchengut den Ausdruck *widem*, dessen Verwalter war der *Widmer*, *Widmann* oder *Widenmeier*. Der *Baumann* darf nicht als Baumeister angesehen werden. Er baute das Feld, d. h. er bestellte seinen Acker; so wie der *Bauer* (im Holländischen *de Boer*), der *Bührle* und der *Ackermann*. Bauer ist verwandt mit dem alten Wort *bur*, Haus (heute noch Vogelbauer). Der *Bührer* ist also wie der *Hauser* Besitzer eines Hauses.

Es ist kein Zufall, daß *Freuler* anklingt an Fräulein. Früher schrieb man Frau *vrowe*; unter den älteren Schreibungen des Namens existiert *Vroeweler*. Noch früher nannte sich der *Freuler* der *Vrowen* oder zur *Vrowen*. Das zeigt, daß es sich um den Hörigen handelte, der im Dienste eines Frauenklosters stand. Wir treffen den Namen in der mannigfältigsten Schreibweise. Der frühste Vertreter ist Heinrich der *Fröwen*, bei St. Jakob an der Birs fiel Heini *Fröwler*, bei Marignano Turs *Froeweler*. Geistliche latinisierten ihren Namen zu *Froewelarius*.

Johannes Honegger

Kollegen über Adelaide nach Melbourne zu fahren, um auch noch die Verhältnisse und Möglichkeiten in dieser Großstadt im kühlen Süden des australischen Kontinents kennenzulernen. Aber da von Alice Springs nur einmal in der Woche ein Zug nach Adelaide fährt und wir diesen um einen Tag verpaßt hatten, waren wir für sechs Tage festgenagelt. Gegen

geringes Entgelt fanden wir Unterkunft in einem Kinderheim der anglikanischen Kirche. Diese sechs Tage sind mir in unvergeßlicher Erinnerung geblieben, weil ich in dem Vorsteher jenes Heimes einen Priester kennenlernte, der für mich das Beispiel eines Menschen bleiben wird, der alle seine eigenen Wünsche aufgegeben hat, um sich einer guten Sache hin-

Der kleine Familienfilm



Ruft dem Jüngsten, es ist Zeit für das Nachessen und erinnert ihn, daß Gäste kommen.



Erinnert ihn, daß sie wünscht, daß er extra ordentlich aussieht und daß er besser sein blaues Kleid anzieht.



Rennt in den Gang, um ihn zu mahnen, auf alle Fälle ein frisches Hemd anzuziehen



Ruft, auch die Schuhe zu putzen.



Geht zur Türe, um ihn zu erinnern, nicht zu vergessen seine Haare hübsch zu bürsten.



Wünscht zu wissen, ob er vorwärts kommt. Die Gäste werden jede Minute hier sein. Soll Krawatte nicht vergessen!



Die Glocke läutet, erinnert ihn zum letztenmal, seine Hände zu waschen und herunterzukommen.



Einen Augenblick später erscheint der Jüngste makellos. Nur sein Gesicht ist von oben bis unten mit Schuhwichse beschmiert.

zugeben. Das von den Eltern der Farmerkinder bezahlte Kostgeld reicht bei weitem nicht aus, um die Ausgaben für die Ernährung und Ausbildung der Kinder zu bestreiten. Die Verwaltung ist auf Wohltätigkeit angewiesen. Da sich bei dem Mangel an Arbeitskräften im Innern des Landes oft keine Angestellten finden, die bereit wären, gegen bescheidenen Lohn in diesem Heim zu arbeiten, stand der geplagte Hausvater jeden Morgen um fünf Uhr auf und bereitete nach der von ihm in der Kirche gelesenen Frühmesse selber das Frühstück für die vierzig bis fünfzig Knaben und Mädchen. Dann kontrollierte er, daß alle sauber gewaschen und angezogen zu Tisch kamen. Nichts entging seinem strengen Blick. Die größeren Kinder halfen beim Austeilen. Neben dem Platz des Hausvaters stand ein hohes Kindersühlchen, in welchem das jüngste Mitglied der großen Familie, ein 15 Monate altes Mädchen, saß, von dem gütigen Mann liebevoll gefüttert und betreut. Das Abwaschen, Betten und Wischen wurde durch die Kinder besorgt. Waren die Schulpflichtigen aus dem Haus und die Kleinen im Garten, setzte sich der Priester an das Steuer eines Lieferungswagens und fuhr in die Stadt, um kranken oder anderswie bedrängten Gemeindemitgliedern Trost zu spenden. Er hatte auch noch außerhalb der Stadt eine Siedlung für Mischlinge zu betreuen. Auf der Heimfahrt waren die Einkäufe zu besorgen, und nachher stand der Pfarrer mit einer umgebundenen Schürze in der Küche und bereitete das Mittagessen vor, wobei ihm eine oder zwei Frauen der Gemeinde behilflich waren. Auch Trauungen, Taufen, Abdankungen, Messen und Predigten mußten noch irgendwie in diesem reichen Tagesprogramm untergebracht werden. Für die administrative Arbeit blieben ihm einzig die Nachtstunden.

Nach Ablauf der Wartefrist erreichten wir Melbourne in drei Tagen. Ich ging unverzüglich zum Arbeitsamt, wo man mir vorschlug, beim Personalchef der staatlichen Preiskontrolle vorzusprechen. Ich hatte wiederum gar keine Papiere bei mir. Dennoch wurde ich sofort mit dem guten Anfangssalär von 14 Pfund in der Woche angestellt. Da es gerade Montag war, konnte ich gleich anfangen.

Ich wäre gern in Melbourne geblieben. Aber der Transport unseres Haushaltes von Brisbane dorthin hätte mich nach der günstigsten Offerte mindestens 3700 Franken gekostet, beinahe so viel wie von Europa nach Australien.

Deshalb entschloß ich mich nach fünf Wochen, wieder nach Brisbane zurückzukehren, und befand mich bald wieder am Ausgangspunkt meiner etwa 7000 Kilometer langen Reise.

Zwei Tage nach der Ankunft bewarb ich mich bei der Preiskontrolle in Brisbane, diesmal unter Vorlage von Zeugnissen, um eine Stelle. Nach drei Tagen erhielt ich die Anstellung. Die tägliche Arbeitszeit ging von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr abends. Der Samstag war frei. Um 10 Uhr und um 15 Uhr wurde eine Teepause eingeschaltet, und die Mittagspause von einer Stunde wurde benutzt, um die mitgebrachten Sandwiches zu verzehren. Verglichen mit der Arbeitszeit, die ich von der Schweiz her gewohnt war, kam mir das wie halbe Ferien vor. Die Arbeit war auch interessant und gewährte mir einen guten Einblick in die australische Wirtschaft. Nach drei Monaten übertrug man mir Kostenuntersuchungen, für die ich oft wochenlange Reisen unternehmen mußte.

Auf einer meiner Fahrten durch das Land führte mich die Straße durch einen brennenden Wald. Die monatelange Trockenheit hatte das Land ausgetrocknet. Überall wüteten Gras- und Waldbrände. Die Sonne hing wie ein roter Feuerball hinter einem dichten Rauchschleier, und die Luft war erfüllt mit dem Geruch der brennenden Eukalyptuswälder. Plötzlich ging es nicht mehr weiter. Ein dicker, glühender Baumstamm war quer über die Straße gestürzt. Hilflos standen wir da, gewäßtig, daß jeden Augenblick ein anderer brennender Baum in die sich stauende Autokolonne hineinkrachte. Endlich fanden sich auf einem Lastwagen ein paar Stemmeisen, mit deren Hilfe die Straße freigemacht werden konnte. Wir setzten die Fahrt fort. Überall auf den ausgebrannten Fluren lagen verkohlte Tierkadaver. Das durch Hunger und Durst geschwächte Vieh konnte oft nicht schnell genug vor den heranbrausenden Flammen her fliehen. An dem die Ländereien abgrenzenden Stacheldraht befanden sich oft ganze Haufen verkohlter Schafe, deren verzweifelte Flucht an diesem Hindernis im Feuer-tod endete.

Ich will mich selbständig machen

Obwohl mein Salär innert weniger Monate ohne Verlangen meinerseits beträchtlich erhöht worden war, plante ich, mich selbständig zu machen. Ich war mir darüber klar, daß ich als

Angestellter mein Einkommen kaum mehr oder erst nach vielen Jahren wesentlich verbessern konnte. Das hängt mit folgendem Umstand zusammen:

Australien ist eines der ganz wenigen Länder, die den staatlich festgesetzten Minimallohn kennen, welcher auf Grund eines Indexes den Lebenskosten in gewissen Zeitabständen automatisch angepaßt wird. Die Basis dieses Minimallohnes bilden die Lebenskosten eines Ehepaars mit drei Kindern. Der Vorteil dieser Einrichtung ist, daß, wenigstens unter der arbeitsfähigen Bevölkerung, kaum Armut und Not zu finden ist. Der heutige Grundlohn beträgt rund 120 Franken pro Woche. Der Grundlohn der Frauen 70 % desjenigen für Männer, wobei die Lebenskosten in Australien grob geschätzt etwa ein Drittel tiefer liegen als in der Schweiz.

Zu dem Grundlohn kommen außer staatlichen Kinderzulagen sogenannte Leistungszuschläge, die jedoch nicht sehr hoch sind und meistens durch Gesamtarbeitsverträge für die einzelnen Berufsgruppen festgelegt werden. So verdient der gut ausgebildete Fachmann verhältnismäßig nur wenig mehr als der Ungelehrte. Die Unterschiede bewegen sich, Mangelberufe, wie die der Zimmerleute und Maurer, ausgenommen, durchschnittlich zwischen 10 und 30 Franken in der Woche. Das bedeutet eine Nivellierung der Einkommen, die zu großen Nachteilen führt. Nur für leitende Positionen, die für Ausländer schwer zu erringen sind, werden Wochensaläre von 180 bis 200 Franken bezahlt.

In keinem europäischen Land ist die Gewerkschaftsbewegung so hoch entwickelt wie in Australien. Mehr als die Hälfte aller Arbeitnehmer gehören einer solchen Organisation an, deren Einfluß in Wirtschaft und Politik deshalb viel größer ist als zum Beispiel in der Schweiz. Leider ist zu sagen, daß viele dieser Berufsorganisationen trotz ihrem Lippenbekenntnis zur offi-

ziellen Einwanderungspolitik der Regierung in der Praxis häufig einen fremdenfeindlichen Standpunkt einnehmen. So wird oft gut ausgewiesenen Berufsleuten der für die Anstellung unerlässliche Berufsausweis nicht oder erst nach wochenlangem oder monatelangem Feilschen abgegeben. Stellt ein Arbeitgeber einen Ausländer ohne Berufsausweis an, so kann dies der Grund zur Auslösung eines Streikes sein. Aber auch nur schon eine größere Arbeitsleistung eines Ausländers kann zu Streikdrohungen und durch diese zur Entlassung führen. Ein eigenartiger Auswuchs der Macht der australischen Gewerkschaftsbewegung ist, daß in gewissen Berufen maximale Arbeitsleistungen festgesetzt werden, die im allgemeinen weit unter dem europäischen Durchschnitt liegen. Die Überschreitung dieser Arbeitsnormen durch einen Ausländer führt unweigerlich zu Schwierigkeiten. Ich habe solche Fälle selbst erlebt.

Für die Ausübung freier Berufe bestehen starke Einschränkungen. Wohl können zum Beispiel Ingenieure und Architekten mit ausländischen Diplomen unter Umständen eine Anstellung beim Staat, seltener in der Privatwirtschaft, erhalten, welche ihrem Ausbildungsgang entspricht. Es darf ihnen jedoch nur der Lohn eines Maschinen- oder Bauzeichners bezahlt werden, bis sie im Besitz eines australischen Diploms sind.

Hingegen ist es in Australien bedeutend leichter als in der Schweiz, sich selbständig zu machen. Ohne Kapital geht es natürlich auch in Australien nicht. Doch ist die Kreditgewährung der Banken an Gewerbetreibende und Geschäftsleute viel großzügiger als in der Schweiz.

Gelungener Start

Meine ursprüngliche Absicht, mich mit meinem eidgenössischen Buchhalterdiplom als «public accountant» zu etablieren, war, wie gesagt, undurchführbar. Ich hätte dazu das australische Diplom und zudem noch die australische Na-

Da musste ich lachen

Wegen Mangels an schweizerischem Pflegepersonal beschäftigen viele Spitäler ausländisches Personal. Eine deutsche Pflegerin unseres Spitals fragt den Stationsarzt, einen wissenschaften Berner, ob sie ihm nun die Patientin zur Untersuchung bringen dürfe. «Wo-wou», sagte der Arzt in seinem heimatlichen Dialekt. Die gute Schwester kommt entsetzt zu ihren Kolleginnen zurück und sagt «er hat mir keine Antwort gegeben, er hat mich nur angebellt.»

J. P. B.

tionalität erwerben müssen, welch letztere erst nach fünfjährigem Aufenthalt im Land erlangt werden kann. Es galt, nach einer andern Möglichkeit Umschau zu halten.

Die ausschlaggebende Idee, die uns den Weg zum Selbständigenwerden wies, kam von meiner Frau. Als sie nämlich eines Tages ein Paar Achselpolster kaufte, stellte sie fest, daß die guten Modelle alle importiert und sehr teuer waren. Daraufhin entwarf sie Modelle, die in Form und Qualität alle auf dem Markt befindlichen übertrafen und zudem preiswerter angeboten werden konnten. Nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß die nächste inländische Konkurrenz für Achselpolster in Südaustralien am andern Ende des Kontinentes war, wurden wir in unserer Überzeugung, uns durchzusetzen, bestärkt. Die Frachtkosten der Konkurrenz fielen in unserer Kalkulation weg.

Selbstverständlich galt es, noch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Vor allem war das steife appretierte Leinengewebe, das wir als Überzug benötigten, zeitweise nicht erhältlich. Wiederum bewährte sich der praktische Sinn meiner Frau. Sie kam auf den Gedanken, als Ersatz gewisse Abfallprodukte aus der Hutfabrikation zu verwenden. Auf diese Weise ließ sich der Engpaß in der Materialbeschaffung überwinden.

Meine Arbeitszeit begann um 9 Uhr, während die für unsere Artikel in Frage kommenden Warenhäuser und Ladengeschäfte bereits um 8.15 Uhr öffneten. Das ließ mir genügend Zeit, für unsere Achselpolster zu reisen. Nach einer kurzen Anlauffrist beschäftigten wir in Heimarbeit bis zu sieben Näherinnen.

Durch dieses Geschäft verdoppelte sich unser Einkommen, und unsere Bestellungen waren so zufriedenstellend, daß wir die begründete Hoffnung auf eine gute und sichere Existenz hegen durften.

Das Schicksal wollte es aber anders. Nach wenigen Monaten erkrankte meine Frau. Sie mußte sich einer schweren Operation unterziehen. Der Arzt riet uns nach der Operation die Rückkehr in die Heimat an. Er glaubte, daß sich meine Frau in dem tropischen Klima nicht erholen könnte. Meine Enttäuschung war groß, nun, wo sich nach den anfänglichen Mißserfolgen ein Erfolg abzeichnete, Australien verlassen zu müssen. Ich hatte das Land, seine Menschen und deren Lebensart liebgewonnen. Aber es mußte sein; denn was nützt alles Geld, wenn die Gesundheit fehlt.

Die letzte Etappe

Wir entschlossen uns, Möbel und Hausrat auf einer öffentlichen Auktion zu versteigern. Der Auktionär machte den Vorschlag, uns einen Raum zur Verfügung zu stellen, in dem wir unsere Sachen wie bei uns zu Hause aufstellen könnten. Das leuchtete uns ein. Zwei Wochen vor der Auktion wurde diese Ausstellung dem Publikum zugänglich gemacht. Zeitungsinserate lockten viele Besucher herbei, die wiederum andere Leute zum Besuch veranlaßten. Am Steigerungstag war das Auktionslokal voll von Kaufinteressenten, und wir erzielten Preise, die alle unsere Erwartungen übertrafen. Eine Polstergarnitur, bestehend aus Diwan und zwei Fauteuils aus Eichenholz mit Handschnitzereien, welche seit 17 Jahren in unserm Gebrauch stand, erzielte 1800 Franken. Der Auktionär sagte uns, daß seines Wissens in Brisbane für eine gebrauchte Garnitur noch nie ein so hoher Preis bezahlt worden sei. Wertvolle antike Möbel, die in Australien gesucht, aber schwer zu finden sind, gingen zu schönen Preisen weg. Allerdings hatten wir gegenüber den ansässigen Importeuren den großen Vorteil, daß unsere Sachen als Hausrat zollfrei eingeführt worden waren. Enttäuscht hat uns einzig der Erlös aus einem wirklich schönen antiken Schrank mit handgeschnitzten biblischen Szenen, über den in den Tageszeitungen als Seltenheitsstück Artikel mit Photographien erschienen waren. Es fehlte nicht an Interessenten, wahrscheinlich aber am nötigen Bargeld. Orientteppiche und Wandgobelins waren wenig gefragt, hingegen schönes Kristall und Porzellan. Für einige Kristallgläser wurde uns pro Stück 38 Franken bezahlt. Gerade für wenig wertvolle Kleinigkeiten erzielten wir verhältnismäßig sehr hohe Preise. So bekamen wir für eine gegossene, ungefähr 30 cm hohe Bronzefigur, die wir nur aus Pietätsgründen aus der Schweiz mitgenommen und nie aufgestellt hatten, statt 10 Franken, wie wir erwarteten, 160 Franken. Diese Auktion war die letzte Etappe unseres Aufenthaltes auf dem fünften Kontinent. Ende Mai 1953 bestiegen wir mit Wehmut das Schiff, das uns nach 2½jähriger Abwesenheit wieder in die Heimat führen sollte. Zum Glück erholte sich meine Frau in der Schweiz rasch wieder, so daß unser australisches Experiment alles in allem, wenn auch anders als erwartet und erhofft, doch noch einen glücklichen Abschluß fand.